

(Nachdruck verboten.)

6) Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Hyan.

In diesem Augenblick war Martin Banders Erregung echt. Nur gehörte nicht allzuviel dazu, in Zorn zu geraten bei solch einem Rohheitsakt, dessen Gegenstand das Ziel seiner begehrlichen Wünsche war.

So mit Trost- und Beruhigungsworten auf sie einprechend, führte der Anwalt die Unglückliche zu seinem Auto, hob sie, die noch immer betäubt war und nur schwach widerstrebte, hinein und rief dem Chauffeur zu:

„Nach Hause!“

Das hatte Ella trotzdem begriffen und fragte ängstlich:

„Zu Ihnen?“

„Ja, liebes Kind, es geht doch nicht anders! . . . Ein Hotel würde Sie, als alleinstehende junge Dame, nicht aufnehmen! . . . Noch dazu ohne jedes Gepäc! . . . Aber wenn Sie wünschen, versuchen können wir's ja immerhin!“

„Nein, nein!“ sagte Ella, unwillkürlich nach dem schmerzenden Kopfe greifend: Der hübsche graue Chauffeurhut, den sie sich erst am letzten Ersten gekauft hatte, der war auch weg! Der Alte hatte ihn ihr ja vom Kopf heruntergeschlagen! Und wie sie überhaupt aussah! . . . Ihr Haar und die ganzen Kleider! . . . Nein, es blieb ihr wirklich nichts anderes übrig, sie mußte mit zu dem Rechtsanwalt . . . und er würde ihr ja auch nichts tun, dafür hatte er sicher viel zu viel Angst vor Adalbert. . . .

In Ellas Kopf brausten die Gedanken durcheinander, wie die Wasser unter dem Mühlrad. . . .

. . . Adalbert! . . . hah! Das war auch der Rechtel! Der war doch bloß schuld an dem Unglück! Und anstatt daß er sie, wie sich's für einen Cavalier gehörte, selbst nach Hause brachte, überließ er das dem erstbesten andern. . . . Wenn da wirklich was passierte . . . wenn sie wirklich . . . Ein toller Trost überkam das durch die Mißhandlungen in einen seltsamen Erregungszustand versetzte Mädchen. . . . Aber im nächsten Augenblick schauderte sie schon wieder zurück vor dem Mann, der an ihrer Seite saß und dessen jetzt schneller gehenden Atem sie zu spüren meinte.

„Sind Sie müde?“ fragte Bander.

Ella horchte auf: dieses Vibrieren einer Männerstimme kannte sie. Sie kannte es, denn sie hatte es schon öfter und auch nicht nur von einem Manne gehört. Vor Adalbert war ein hübscher, schwarzhaariger Junge gekommen, der Sohn eines Weinhändlers. Und eines Nachts unten im Flaschenkeller, die andern waren oben im Lokal und zechten, da hatte er's versucht. Aber seinen Zweck hatte er nicht erreicht. . . .

Das fuhr der Blonden jetzt alles, wie mit Blitzzuggeschwindigkeit durch den Kopf. . . . und dann dachte sie wieder an den, der an ihrer Seite saß. . . . Ah, wenn's der andere gewesen wäre, der mit den schwarzen Stirnlocken. . . . Locken hatte sie schon immer so gern gehabt, und schwarze besonders! Dann hätte sie sich am Ende noch gefreut, daß alles so gekommen war. . . . Aber der hier, dieser Bander! . . .

„Sie können ruhig Ihren Kopf an meine Schultern legen!“ flüsterte er schmeichelnd, „ängstigen Sie sich doch nicht, ich tu' Ihnen nichts Böses! . . . Ihnen gewiß nicht!“

Er sprach das mit solcher Innigkeit, daß es wie Vertrauen über Ella kam. Und eine Schlawheit, eine Müdigkeit überfiel sie, in diesem sanft gepolsterten Wagen, der so schnell über den Asphalt huschte und dessen elektrische Lampe Bander sich wohl gehütet hatte, einzuschalten.

Und die Phantasie und die Sehnsucht dieses gequälten Herzens verwischten alle Klarheit und ließen die Bilder des Mannes, der neben Ella im Wagen saß, und desjenigen, den sie sich an seinen Platz wünschte, ineinanderschließen. . . . Da legte sie ihren Kopf an Banders Brust und ließ ihn dort ruhen, trotzdem sie sein Herz wie einen Hammer schlagen fühlte. . . .

Sie wehrte ihm auch nicht mehr, als er sie nachher wie eine Kranke aus dem Wagen hob und ins Haus trug. Nur das Dabeisein des Chauffeurs genierte sie. . . . Erst in seinem Schlafzimmer, wie er ihr an die Kleider wollte, stieß

sie nach ihm und bat und brach wieder in Tränen aus . . . Er selbst weinte auch und schwor ihr hoch und heilig, daß er sie nicht berühren wollte.

Und dann ging er hinaus und sagte, er würde im Nebenzimmer auf dem Divan ruhen. . . . „Aber einschließen dürfen Sie sich nicht! Ich würde vor Angst vergehen, wenn Ihnen irgend was zustößen sollte! . . .“

Damit zog er den Schlüssel heraus.

„Dann kommen Sie nachher doch . . .!“ jammerte sie.

„Nein, auf mein Ehrenwort!“

„Wirklich nicht?“

„Kann ich mehr tun, als Ihnen mein Ehrenwort geben?“

Und er ging, nachdem er sie vergeblich um einen Kuß gebeten hatte.

Sie ging mit vorsichtiger Bewegung, wie ein Wild, das zur Tränke will, ans Bett und zog sich zaudernd und immer wieder nach der Tür blickend aus. Dann legte sie sich mit geheimem Widerwillen in das Bett des ihrer Seele so fremden Mannes hinein. . . . Und sah wie in einem bläulichen Nebel die kostbar moderne Einrichtung des Gemaches, dessen Möbel und Teppiche unter dem gedämpften Licht der mit bunten Glasflüssen infrustrierten Ständerlampe märchenhaft schimmerten. Und sie spürte ein ihr unbekanntes Parfüm in der zu warmen Luft, das sie berauschte und noch widerstandsloser machte.

Da ging die Tür auf — er kam doch!

Sie schluchzte laut.

Und dann ein kurzer Kampf, in dem er brutal wurde wie vorher ihr Vater. . . . Da schrie sie nicht mehr, sträubte sich auch nicht mehr, nur ganz leise weinend hielt sie die Hände vors Gesicht, um es vor seinen Klüssen zu schützen. . . .

4

„Sie heißen?“

„Georg Sellwig.“

„Geboren?“

„Zuffzehnten August zweiunsiebzich.“

„Wo?“

„In Berlin.“

„Wie heißt Ihr Vater?“

„Friedrich Sellwig.“

„An was is er?“

„Buchbindermeister, er arbee' bei Streich u. Wolff.“

„Ihre Mutter heißt?“

„Na, ooch Sellwig, wie soll se denn sonst heeßen?“

Der protokollführende Schreiber des Untersuchungsrichters hob den Kopf, sah durch seine Brillengläser den jungen Menschen böse an und sagte in schneidendem Tone:

„Sie haben hier gar keine Fragen zu stellen, versteh'n Sie! Ich frage, was Ihre Mutter für eine geborene ist!“

„A sol' ne geborene Bandtke is se.“

Der Untersuchungsrichter Dr. Dröschmann, der, einen Zeugen inquirend, mit langen Schritten den ziemlich großen Raum durchmaß, blieb einen Moment stehen und blickte auf Georg Sellwig hin mit halbgeschlossenen Augen, wodurch seine faltigen Lider glatter wurden. Dann fuhr er mit der knöchigen Linken durch das dünne Haar und setzte seinen großen und mageren Körper wieder in Bewegung, dabei befragte er den Zeugen weiter, der offenbar gar nicht nach dem Geschmack des Untersuchungsrichters ausfragte. Denn dieser verhielt am Tisch jetzt seinen Schritt, trommelte nervös auf das grüne Tuch und sagte zu dem Zeugen:

„Wenn ich gewußt hätte, daß Sie derartig aussagen würden, so hätte ich Sie überhaupt gar nicht vorgeladen. Sie können abtreten.“

Sobald der Zeuge, sicherlich ein biederer Handwerksmeister, mit devotem Kraxfuß verschwunden war, wandte sich der Untersuchungsrichter Georg Sellwig zu.

„Sie sind vorbestraft, nicht wahr?“

„Wie? . . . Was bin ich?“

„Ob Sie vorbestraft sind?“

Der Ton des Untersuchungsrichters war scharf und laut, während er sonst seiner Stimme eine gleichgültig matte Farbe gab.

„Ne, ich bin nicht vorbestraft.“

„So . . . also Sie behaupten, nein . . . na, das werden ja die Akten ergeben! Aber ich kann Ihnen nur das eine sagen: Sie tun gut, meine Fragen so wahrheitsgemäß wie möglich zu beantworten! Ich habe die Macht, Sie jahrelang in Untersuchung sitzen zu lassen, wenn Sie fortfahren zu leugnen!“

„Aber ich leugne doch ja nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

Militärische Momentbilder.

(Von einem, der sie erlebt hat.)

Nicht jeder Rekrut hat das Glück, nach einer bloßen Kostprobe militärischer Dressur dem blöden Kasernendrill wieder entronnen zu können. Fünfundneunzig von hundert Eingezogenen müssen sich die zwei oder drei Jahre staatlich sanktionierter Freiheitsberaubung gefallen lassen, ohne zu murren, ohne zu mucken. Fünf bis zehn Prozent des „ausgehobenen“ Menschenmaterials werden nach kurzer Zeit als Dispositionsurlauber wieder entlassen; andere jedoch schon vom ersten Tage nach der Unternehmung in der Kaserne wackerlang zwischen Spind und Bett und harren der Dinge, die da vom Generalkommando kommen sollen und dank der Ueberstürzungspolitik zwischen Oktober und Weihnachten auch kommen: nämlich der Entlassung. So ist der eine 14 Tage, der andere drei Wochen, ein dritter gar drei Monate eingekerkert, ehe er wieder heimkommt, und mancher zerbricht sich vielleicht noch bis Ostern und länger den Kopf, warum er — ein kranker Mensch — nur noch immer festgehalten werde.

Bei denen, die zum Heere ausgehoben, also für „diensttauglich befunden“ worden sind und die trotzdem von Anfang an schon keinen Dienst mitmachen dürfen, wundert man sich über die Zügellosigkeit der ärztlichen Untersuchungen auf Vor- und Hauptmusterung. Wenn man es selbst erlebt hat, daß sich die Augenuntersuchung bei der Generalmusterung darauf beschränkt, daß der Herr Stabs- oder Oberstabsarzt einmal durch den Kneifer des Mannes sieht, das Auge selbst aber nicht im geringsten prüft, dann braucht man dem Eindruck von der Oberflächlichkeit dieser Art militärärztlicher Wirksamkeit nichts hinzuzufügen. Dieser besonderen Gewissenhaftigkeit hatte ich denn auch meine Einstellung in eines jener zehn Regimenter zu verdanken, deren Chef der Kaiser in eigener Person ist, und die alljährlich die Gewinnung des „Chefpreises“ durch hervorragende Schießleistung zum Pol aller Dressur machen, um den sich die Welt dreht. Nun sei aber gleich verraten, daß es ausgerechnet gerade wieder die Augen waren, deren Zustand die Freilassung des Verfassers nach schlanenreichen Wochen zur Folge hatte. Und weiter, daß kein Gahn danach kräht, ob man durch die Kasernierung materiellen Schaden (von seelischem ganz zu schweigen!) erlitten hat. Jede Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit der militärärztlichen Musterungen hat aber zur Folge: erstens, daß der angeblich Taugliche, in Wirklichkeit Untaugliche, seine Stellung aufgeben muß, um zum gesetzten Zeitpunkte „einzurücken“; zweitens, daß er wochenlang zu jeder produktiven Tätigkeit unfähig gemacht wird; drittens, daß er dank dem Einsperrungssystem wochenlang der Wuchergrube der Kantine verfallen muß; viertens, daß er nach endlich erfolgter Entlassung stellen- und arbeitslos, ohne Geld und Entschädigung auf die Straße gesetzt ist. Einige Skizzen mögen im übrigen das Kasernenleben von heute illustrieren.

Der erste Tag. Die alte Praxis, auswärtige „Bestellungspflichtige“ 3 bis 5 Stunden früher antreten zu lassen als die einheimischen, besteht noch. Viele, die vormittags um 10 Uhr da sein mußten, waren bereits um 3 Uhr früh vom Heimatsort abgefahren. Um 12 Uhr kamen die Einheimischen, und um 3 Uhr — nachdem die Herren Offiziere hinreichend gespeist hatten — begann die Verlesung. Da Schimpfworte angeblich verboten sind, kleidete sich die Einleitung in die befehlende Frage: „Verdammt Hammelbände, könnt Ihr nicht die Mäuler halten?!“ Was einer dankend mit blökendem „Mäh“ quittierte. Die Verlesenen wurden den einzelnen Kompanien zugeteilt und alsdann in Trupps von zwölf bis fünfzehn Köpfen nebst hungrigem Magenzubehör auf die Stuben gebracht. Hier bewaffnete man sich mit zwei dreieigen Eßnapfen, ging knurrenden Bauches zum Hydranten und dann zur Küche, wo der erste Knapp mit dem Nationalgericht des deutschen Kommiss, mit Spederbsen, gefüllt wurde. Dieser Nischmajsch harter gelber Klöder (Marmel) und halbgelochter ungesalzener Kartoffeln, zwischen denen mikroskopische Speckstückchen schwammen, wurde von den meisten als total ungenießbare Kost nach der ersten Probe zurückgewiesen. Ebenso erging es der bläulichen Graupensuppe am Abend, die ausfah und schmedte, als seien ein paar verschluckte Taschentücher darin ausgewaschen worden. Immerhin, es gab abends etwas: einmal Kaffeebrühe — siebenten Aufgusses — ein anderthalb Limburgerläse, dann ungewaschene Heringe — die die „alten Leute“ den Rekruten um die Waden schlugen, wenn es auf dem Küchengänge hübsch dunkel war. . . . Abends revidierte der Herr Leutnant die Stuben und hielt überall die gleiche Ansprache über die Güte und Beschaffenheit der „Betten“, die viel besser

wären, als wir Reulinge glauben möchten, besonders wenn man seinen Dienst ordnungsmäßig getan habe! Soweit das Tierreich mitspielte, waren sie in der Tat einwandfrei! Und im übrigen gewöhnt sich der Körper eher an ein hartes Lager, als der Magen an die Hegenprodukte der Küche, in deren Kessel täglich andere Koststoffe versinken, nur um immer wieder als Erbsenbrei — mehr oder minder dick — ausgeschöpft zu werden.

Als der erste Tag sich in den zweiten verwandelt hatte, waren schon 6 M. für den vorschriftsmäßigen Fußlasten und 2 weitere Mark für sonstige militärische Notwendigkeiten zum Teufel, selbst ein Instruktionsbuch mit neuem Einband und altem Inhalt mußte man kaufen, die Papier- und Tuchnamen, die das Regiment anfertigen läßt, bezahlen, den Gewehrputz bestreiten usw., sodas man von der rührenden Fürsorge des Staates für den schwindsüchtigen Gelöbteul der Mannschaften ganz ergriffen wurde. Nur Gewehrol und Berg stellt die Kompanie, d. h. sie zieht für dieses Dreipfennigmaterial fünfzehn Pfennige an der zehntägigen Löhnung von 2,20 M. ab. Denn der Soldat hat mit seiner Löhnung alles zu bestreiten; er kommt damit natürlich nie und nimmer aus. Vor allem mühte auch dem Unfuge, die Rekruten auf der Handwerkerstube auszubeteln, gesteuert werden. Jeder Schuhriester, jeder Flicker mußte mit einem „Tringeld“ bezahlt werden, wobei man nicht vergessen darf, daß der Soldat auch die nötigen Schuhnägel usw. für sein Geld in der Kantine oder sonstwo erst zu kaufen hat. Bei der oft elenden Verfassung des Schuhwerks, das den Rekruten aufgehakt wird, machten die häufigen Reparaturkosten allein gut ein Drittel der geringen Löhnung aus!

Die erste Instruktionsstunde. Auf sie hatte ich mich gefreut. Warum wir Soldaten sind, begann der Leutnant, ein blutjunger — Bürgerlicher, mit schnarrendem Tone, das weiß jeder, und wer es noch nicht wissen sollte, dem wirds noch klar werden. Wir Soldaten — und nun kriegsartikelte er schon — sind dazu berufen, im Kriege Thron und Vaterland zu verteidigen und im Frieden — nötigenfalls mit Waffengewalt — den Gesezen Achtung und Nachdruck zu verschaffen. Warum wir für den Thron, das ist der Kaiser, einstehen sollen, das wißt Ihr ja — weil sich Seine Majestät — na wer weiß es? — keiner? — — na — nicht schämt, denselben Rock zu tragen wie wir. Und die Geseze — na ja, Ihr wißt ja, daß es eine gewisse Sorte Menschen gibt, die das Klein und Dein nicht unterscheiden kann, diese Sozialdemokraten, die Thron und Altar stürzen und den Zukunftsstaat aufrichten wollen, in dem alle Leute gleich reich sind, wo alles geteilt wird, bis der eine soviel wie der andere hat. . . .

In diesem Tone geht es eine Stunde lang weiter, bis selbst dem geistig Trägten der Blödsinn eingedrillt ist. Daß die meisten Rekruten aber auch durch das blödeste Leutnantsgeschwätz sich nicht mehr geistig ummodelln lassen, ist klar.

Hi schon mancher Leutnant das Muster eines verknöcherten und verflachten Militärs ohne jede wahrhaft tiefere Bildung, so offenbart sich in dem instruierenden Unteroffizier fast regelmäßig eine geistige Null schlimmster Sorte. „Ich habe schon mit allen Generationen verkehrt“, hub unser Korporalschaftsführer in der zweiten Instruktionsstunde an, „bei guten und gebildeten, aber auch schon bei Stromern!“ Welcher Art diese Instruktionen waren, dafür nur noch dieses Beispiel: „Wer mit einem Vorgesetzten spricht, drückt man sich in der Mehrzahl aus; man sagt also nicht „Herr Leutnant, Herr Unteroffizier“, sondern — „Herrn Leutnant, Herrn Unteroffizier“ usw., weiß Mehrzahl ist.“ — Der Bildungsgrad dieser „Instruktionspädagogogen“ hat durch den militärischen Drill so gelitten, daß zeitweise ein gewisser Idiotismus Platz gegriffen hat. Daher sind sie zur systematischen Verdummung der jungen Soldaten vom Standpunkte des Militarismus aus immer noch die geeignetsten Elemente.

Die erste Dressur. Mit einer gewissen Bangigkeit erwarteten wir den ersten Tag, wo wir die Härten der Vorgesetzten willkür zu spüren bekamen. Ein „Kamerad“ hatte sich beim diensttuenden Unteroffizier krankgemeldet, da er sich den Fuß vertreten hatte. Weil er dieselbe Meldung an seinen Unteroffizier unterlassen hatte — niemand von uns hätte diese Doppelmeldung für nötig gehalten oder gar erstattet — drohte dieser, nachdem er das Fehlen des Kranken bemerkt hatte, mit wütender Stimme: „Heut' kriegt Ihr eine Dressur verpaßt, da bin ich Euch gut für, das nächste Mal wißt Ihr, daß Ihr Euch zu melden habt, wenn einer krank ist!“ In der Tat kommandierte er mindestens dreißigmal „Hinlegen!“ — „Sprung marsch marsch!“ — „Hinlegen!“ — „Sprung!“ Und so fort, bis das ganze Glied von der Fußzehe bis zur Nasenspitze eine Lehm- und Schlammkruste war. Daß die fränkenden Schimpfworte — Rindsviecher und Schweinehunde hatten den Vorzug — nur so hagelten, brauche ich nicht erst hinzuzufügen. Die Zeit der knappen Frühstückspause mußte dazu benutzt werden, die „Uniform“ zu reinigen. Zum Essen bekam keiner Zeit. Es folgten Freiübungen, hundertmalige Kniebeuge und 150mal Armstößen mit Gewehr, Turnen am Querbaum, bis einem die Luft ausging, Marschbewegungen im Lauffschritt bis zum Umfallen und dann wieder minutenlanges Stillstehen und Hocken, wobei jeder vor Schmerz gemachte Versuch des Nührens mit Verlängerung der Folter gebüßt wurde. Am Abend mußte ein Kamerad sämtliche Knöpfe seiner Drilljacke abschneiden, weil ein Knopfloch aufstand (da der Unteroffizier nicht mehr schneiden darf, befiehlt er dem Soldaten einfach, das Abschneiden selbst zu besorgen), und das ganze Glied mußte mit winzigen Lappen eine

Stunde lang den Boden scheuern, weil einer das Mißgeschick hatte, einen Tropfen Wasser in der Stube zu verschütten. Danach erst ging's zu Bett. Doch wäre die Rache des Unteroffiziers noch zu ehrlieh gewesen, hätte er nicht vom Leutnant die Verweigerung des Sonntagsurlaubs für die ganze Stube unter der falschen Angabe der „schweinemäßigen Anzüge am letzten Montage“ erwirkt!

So hatten wir jungen Soldaten schon bei der ersten „Dressur“ einen richtigen Einblick in den „höheren Zweck des Dienstes“ gewonnen, der uns die abschrecklichen Torturen erträglicher machen sollte. Und doch versicherten uns die Alten, das sei noch gar nichts gewesen. Wir sollten nur erst die Kompagnieschule abwarten, die im Januar anfangen. Da hagelte es nur so Prügel, daß die Feten flögen. . . .

In militärärztlicher Behandlung. Während mir im allgemeinen ein Dauermarsch nicht die geringsten Beschwerden machte, solange ich eigenes Schuhwerk trug, hatte ich mir dank dem erbärmlichen Stiefelzeug, das der Kammerunteroffizier zur Auswahl stellte, schon nach dem ersten etwa dreistündigen Geländegang solche Wunden an die Füße gelaufen, daß ich sie anderen Tags im Revier ausschneiden lassen mußte. „Kein, wenn von Ihrer Bitterei der Rappen abfällt, dann trete ich Ihnen den Stiefel in —, daß er stecken bleibt! Kommt mir auf einen Stiefel gar nicht an.“ Zum Glück blieb der Jodofornverband sitzen, so daß es bei derartigen Drohung blieb. Meine fast täglichen Beobachtungen während der wenigen Wochen haben mich davon überzeugt, daß ein jeder Soldat, der sich aus irgendeinem Grunde krank meldet, für einen Simulanten gehalten wird. Montags früh ist es besonders schlimm. Man macht den sich unwohl Fühlenden Vorhaltungen über ihr Lotterlumpenleben am Sonntag. So greife ich von vielen Fällen nur einen heraus. Ein „alter Mann“, der über heftige Schmerzen im Reibe klagte, mußte sich die öbsten Bemerkungen und Sticheleien gefallen lassen, und zwei Stunden später hatte der Kranke bereits eine — Blinddarmpoperation unter Lebensgefahr überstanden!

Obwohl ich seit sechzehn Jahren zur Korrektur meiner schlechten Sehkraft ein Glas zu tragen gezwungen bin, weil ich sonst nicht auf Tischlänge kritisch zu sehen vermag, wurden mir die raffinierten Falle gestellt, um mich als Simulanten zu entlarven. Da ich aber standhaft war, stets dieselben Grade las und keine Augenbewaffnung weder zielen noch schießen konnte, da ich keine Zielscheibe sah, kam man auf den rettenden Gedanken, den hartnäckigen Simulanten zu augenspiegeln. Das geschah fünfmal, zehnmal, zwölftmal — alle zwei, drei Tage und etwa vier Wochen lang. Die Lazarettärzte schickten mich in die Augenklinik, die Herren Professoren jagten mich wieder ins Lazarett. So ging das bisweilen von morgens halb acht Uhr bis abends halb neun. Daß die durch Atropin erweiterten Pupillen von dem Tages- und direkten Sonnenlicht schmerzhaft „behelligt“ wurden, danach fragte kein Mensch. Der Soldat rechnet ja nicht mehr zu der Gattung Mensch. Nachdem etwa sechs Ärzte ihre Spiegelkünste probiert, erfuhr ich aus einer lateinisch geführten Unterhaltung, daß im linken Auge Flecken nahe der Macula seien, kleine Herde, die ein siebenter Arzt wieder nicht sah, weil er, wie er ehrlieh bekannte, — vom Augenspiegeln nichts verstand. Nachdem glattaus vier Wochen verstrichen waren, wurde ich auch noch vom Oberstabsarzt gespiegelt, und nun war mein Schicksal besiegelt — schon vom nächsten Tage an war ich von jeglichem Dienste befreit. . . .

Ich habe während der Dressurwochen nichts von meinem gesunden Haß und Abscheu gegen den Militarismus eingebüßt; im Gegenteil, wenn eine Steigerung meiner Gefühle möglich gewesen wäre, die aktive Militärgelt hätte sie erreicht. Die dürftigen königlichen Erlasse zur Verminderung der widerwärtigen Dressur lassen die Wurzel des Übels unberührt. Die Ärzte sind in erster Linie Offiziere, obwohl sie fast nirgends für voll gelten, in zweiter Linie sind sie Divisoren, die kranken Soldaten stellen die Versuchstarnikel. Die Leutnants arbeiten als Pädagogen für die Erhaltung von Thron und Altar und behaupten über die Sozialdemokratie und ihre Kulturarbeit das Blaue vom Himmel herunter. Die Unteroffiziere erinnern an gewisse Erscheinungen des Mittelalters, nur daß der Staat diese modernen Söldner und das mit ihrem Namen verknüpfte Werk sanktioniert und für gesetzlich erklärt, weil es unentbehrlich sei.

Stehen Tiere einander bei?

Von Dr. Th. Zeil*).

Daß die Menschen sich gegenseitig beistehen, wissen wir alle. Ist das gleiche auch in der Tierwelt zu beobachten?

Diese Frage muß entschieden bejaht werden, wie sich aus dem Nachstehenden ergeben wird.

Bei einem Spaziergange bot sich mir kürzlich folgendes kleine Schauspiel. Ein recht unbefroren dreinschauender Spitz, ein richtiger Straßenlummel, traf mit einem noch jungen, schwächlichen Terrier zusammen. Kaum erblickte ihn jener, so benutzte er seine körperliche Ueberlegenheit, um ihn recht nachdrücklich anzurempeln,

*) Aus des Verfassers neuem Buche: Päpstliche Verwandte in der Tierwelt und andere zoologische Plaudereien, das im Verlage von Th. Ackermann in München zum Preise von 2 M., geb. 2,60 M., erschienen ist.

so daß der Terrier heulend davonlief. Der Spitz war nicht wenig stolz auf seine Heldentat, er hatte seine Rechnung ohne den Begleiter des Gemüthdelken, einen braunen Jagdhund, gemacht. Kaum hatte dieser den Vorfall bemerkt, so stürzte er sich wutentbrannt auf den Flegel, warf ihn zu Boden und stand zähnefleischend über ihm. Ein Glück war es für den Unterlegenen, daß der Sieger einen Maulkorb trug, sonst wäre die Sache wohl noch schlimmer abgelaufen. Aber auch so war die Wut des Jagdhundes derartig, daß sein Herr, der inzwischen hinzugekommen war, mit Gewalt den Sieger von seinem Opfer losreißen mußte. Dieser Fall ist um so merkwürdiger, als Jagdhunde in der Regel keine rauhfaustigen Geschöpfe sind.

Dabei fiel mir ein ähnlicher Vorfall ein. Auch Pudel sind in der Regel gutmütige Geschöpfe. Trotzdem stürzte sich ein solcher, wie ich deutlich sah, mit allen Zeichen großer Wut auf einen Hundefänger, der einen maulkorblosen Hund, mit dem der Pudel gespielt hatte, vermittels einer Schlinge gefangen hatte.

Ähnliche Fälle sind von anderen Tierbeobachtern wiederholt wahrgenommen worden. Es sei gestattet, aus der großen Fülle von Beispielen einige anzuführen.

Bei den Herdentieren ist das gegenseitige Beistandeleisten etwas ganz Alltägliches. Von den Affen sei hier nur folgender Fall mitgeteilt. Ein großer Adler hatte nach Brehm eine kleine Weerkabe angegriffen. Augenblicklich entstand ein wahrer Aufruhr unter der Herde, und im Nu war der Adler von vielleicht zehn starken Affen umringt. Diese fuhrten unter entsetzlichem Geschrei und gellenden Schreien auf ihn los und hatten ihn auch sofort von allen Seiten gepackt. Jetzt dachte der Gaudieb schwerlich noch daran, die Beute zu nehmen, sondern gewiß bloß an sein eigenes Fortkommen. Doch dieses wurde ihm nicht so leicht. Die Affen hielten ihn fest und hätten ihn wahrscheinlich erdrosselt, wenn er sich nicht mit großer Mühe freigemacht und schleunigst die Flucht ergriffen hätte. Von seinem Schwanz- und Rückenfedern aber flogen verschiedene in der Luft umher und bewiesen, daß er seine Freiheit nicht ohne Verlust erkaufte hatte. Daß dieser Adler nicht zum zweiten Male auf einen Affen stoßen würde, stand wohl fest.

Auch die Schweine halten nach demselben Autor fest zusammen. Er schreibt nämlich, daß der Wolf in eine mißliche Lage gerät, wenn er versucht, in den Wäldungen Spaniens oder Kroatiens sich einen Schweinebraten zu holen. Ein vereinzeltes Schwein wird ihm vielleicht zur Beute; eine größere geschlossene Herde dagegen bleibt, wie man ihm in Spanien und Kroatien übereinstimmend versicherte, regelmäßig von Wölfen verschont, wird von ihnen sogar ängstlich gemieden. Die tapferen Vorreitertiere stehen mutig ein für das Wohl der Gesamtheit, alle für einen, und bearbeiten den bösen Wolf, der sich erschrecken sollte, unter ihnen einzufallen, mit den Hautzähnen so wader, daß er alle Räubergelüste vergißt und nur daran denkt, sein aufs höchste bedrohtes Leben in Sicherheit zu bringen. Versäumt er den rechten Augenblick, so wird er von den erbosten Schweinen unbarmerzig niedergemacht und dann mit demselben Bebagen verzehrt, das ein Schweinebraten bei ihm erwecken mag. So erklärt es sich, daß man da, wo Schweine im Walde sind, fast nie einen Wolf spürt.

Der Rittmeister de Boussanelle erzählt von einem Militärpferd mit ganz stumpfen Zähnen, dem zwei neben ihm stehende andere monatelang Hafer und Heu kauten und ihm vorlegten, wodurch sie das erstere vor dem Hungertode schützten. Man weiß Beispiele, daß Ratten eine alte, blinde ihrer Art begleiteten und fütterten. Der Chirurg Morand zu Paris hatte einen Freund, dessen Hund das Bein brach, und heilte dieses aus Gefälligkeit gegen den Freund. Einige Tage darauf krachte etwas an der Tür seines Kabinetts, und als er öffnete, kommt jener Hund herein, einen anderen mit gebrochenem Bein hinter sich, und gibt ihm durch Schmeicheleien zu verstehen, daß er auch seinen Begleiter heilen möge. Der Waffenmeister Wähler von Aeschi am Thunersee hatte immer ein Koppel Hunde an der Fütterung, die er oft sehr schonungslos behandelte. Auf einer Heimfahrt von Thun 1870 schlug er einen seiner kleinen Hunde arg, worauf ein größerer auf ihn stürzte und ihn trotz seiner und seines Weibes Gegenwehr durch wiederholte Angriffe so verwundete, daß er drei Tage darauf starb. In Hamburg wollte der Fronknecht eben einen Hund in seinen Sad stecken, als dessen Hausgenosse, ein schwarzer Kater, wütend auf den Knecht zusprang und ihn derart krachte, daß er den Hund losließ, der eiligst entfloß. Als der Knecht dafür die Rache einstecken wollte, widerstehen sich die Umstehenden, da er nur Hunde zu jagen das Recht habe. Ein Förster des Grafen von Schlick schoß an einem Oktoberabend einen Dachs kaum einen Schritt von seiner Höhle entfernt. Der Dachs wälzte sich lagend und ehe noch der Schütze hineilen konnte, stieg ein zweiter Dachs herauf, packte den Klagenen und zog ihn in die Tiefe. Der große rote Ara heißt in Paraguay von seinem Geschrei: Guaca mayo. Ein Jäger schoß nach Azaras Bericht eine Stunde von der Hauptstadt einen Vogel dieser Art und band ihn hinter sich auf das Pferd. Ein anderer Guaca mayo folgte in die Stadt nach und stürzte sich im Hofe auf den toten Kameraden, sah neben demselben mehrere Tage, ließ sich dann fangen und blieb nachher gezähmt im Hause. Streithorst erzählt von einem Kanarienvogel, welches sich aller Jungen in seiner ganzen Heide annahm, sie fütterte und pflegte, so daß die ganze Schar sich stets um es sammelte. Ferner teilt die Geschichte einer Gans mit, die das Bein gebrochen und der immer von anderen Gesellschaft geleistet wurde. Auf einer der

ganz wasserlosen Inseln des großen Salzsees bei Utah, die von Wämen, Pelikane und anderen Schwimm- und Sumpfvögeln wimmeln, fand Stansbury einen alten, fetten, ganz blinden Pelikan, der offenbar von anderen ernährt werden mußte. Und zwar müssen die Fische, von welchen diese Pelikane allein leben, aus Klüften, die dreißig und mehr englische Meilen entfernt sind, herbeigeholt werden, so daß die Vögel mindestens sechzig Meilen zurücklegen müssen, um Futter für ihre Jungen zu holen. Der See hat nichts Lebendiges, und die Inseln dienen nur zum Brüten. Der Verfasser der Vestiges of Creation teilt mit, daß die Injassen eines Dohlenestes abwechselnd für die Bedürfnisse einer verwaisenen Familie sorgten. Fée sah einst zu Paris eine Schwalbe am Giebel des Institutpalastes angekrallt; ein Kind, das sie gefangen, hielt sie mittelst einer am Fuß angebundenen Schnur. Auf ihr Angstgeschrei sammelten sich, laut zwitschernd, Tausende von Schwalben am Gebäude. Eine Anzahl von diesen beschrieb im Flügel Kreise, wobei sie bei der Gefangenen vorbeitamen und diese jedesmal mit dem Flügel zu lieblosen schienen. Nach kurzer Zeit zeigte sich der Zweck dieser Bewegungen zum großen Staunen der Zuschauer. Die Schwalben hatten mittelst des Schnabels die Schnur durchgebissen, die Gefangene flog frei davon, und die übrigen zerstreuten sich.

Ein ähnlicher Fall wie der letztgedachte ereignete sich vor einigen Jahren in Berlin. Dort hatte sich eine Krähe in Telephonröhren verschanzt, und auch hier gelang es ihren Genossinnen, die auf ihr Geschrei sie umflatterten, sie aus der Verwickelung zu befreien.

Bei Herdentieren ist das Weistehen wohl die Regel. Selbst die so stumpfsinnig aussehenden Büffel leisten sich Hilfe, so zum Beispiel der gefährliche Kafferbüffel. Ein berühmter Jäger in Natal namens Kirkmann erzählt, daß er einstmal auf der Büffeljagd einen Büffel verwundet hatte und eben im Begriffe war, ihn den Rest zu geben, als dieser eine laute Wehklage ausstieß. Gewöhnlich geht der Büffel still, und selten hört man einen Ton von ihm, selbst dann nicht, wenn er verwundet ist; dieses Klagen aber war jedenfalls ein Zeichen und wurde auch so verstanden von der Herde, zu welcher der verwundete gehört hatte. Denn augenblicklich endete diese ihren Rückzug und kam zur Hilfe ihres Gefährten herbei. Kirkmann warf sein Gewehr weg und eilte auf ein paar Bäume zu, deren unterste Äste glücklicherweise tief herabhängen. So war er gerettet, als die wütende Herde ankam und seinen Baum umlagerte. Als sie sahen, daß der Gegenstand ihres Zornes in Sicherheit war, zogen sie sich zurück.

Auch das nicht in Herden lebende große Wiesel steht sich in Gefahren bei. Ein Mann, so erzählt Wood, welcher in der Nähe von Cricklade spazieren ging, bemerkte zwei Hermeline, die ruhig auf dem Pfade saßen. Aus Uebermut ergriff er einen Stein und warf nach den Tieren, und zwar so geschickt, daß er eines von ihnen traf und es durch seinen kräftigen Wurf über und über schleuderte. In demselben Augenblicke stieß das andere einen eigentümlichen, scharfen Schrei aus und sprang sofort gegen den Angreifer seines Gefährten, kletterte mit einer überraschenden Schnelligkeit an seinen Weinen empor und versuchte, in seinem Halse sich einzuschließen. Das Kriegsgeschrei war von einer ziemlichen Anzahl anderer Hermeline, welche sich in der Nähe verborgen gehalten hatten, erwidert worden, und diese kamen jetzt ebenfalls herbei, um dem mutigen Kämpfer beizustehen. Der Mann raffte zwar schleunigst Steine auf, in der Hoffnung, jene zu vertreiben, mußte sie aber bald genug fallen lassen, um seine Hände zum Schutze seines Nackens frei zu bekommen. Er hatte gerade hinlänglich zu tun; denn die gereizten Tierchen verfolgten ihn mit der größten Ausdauer, und er verdankte es bloß seiner biden Kleidung und einem warmen Tuche, daß er von den böshaftern Geschöpfen nicht ernstlich verletzt wurde. Doch waren seine Hände, sein Gesicht und ein Teil seines Halses immer noch mit Wunden bedeckt, und er behielt diesen Angriff in so gutem Andenken, daß er hoch und teuer gelobte, niemals wieder ein Hermelin zu beleidigen.

Ebenso sind einzeln lebende Tiere zum Weistande ihrer Spielgenossen bereit, wie es der Löwe nach Eudemos getan hat. Hier sei zum Beispiel des grauen Wären gedacht, von dem Palliser ein junges Exemplar gefangen hatte und nach Europa brachte. Dieses Tier war eine merkwürdige Freundschaft mit einer kleinen Antilope eingegangen, die ein Reisegenosse von ihm war, und verteidigte sie bei einer Gelegenheit in der ritterlichsten Weise. Als die Antilope vom Schiffe aus durch die Straßen geführt wurde, kam ein gewaltiger Wulfbogg auf sie zugestürzt und ergriff sie, ohne sich in geringsten um die Zurufe und Stockschläge der Führer zu kümmern, in der Absicht, sie zu zerreißern. Zum Glück ging Palliser mit seinem Wären denselben Weg, und kaum hatte letzterer gesehen, was vorging, als er sich mit einem Ruck befreite und im nächsten Augenblicke den Feind seiner Freundin am Kragen hatte. Ein wütender Streit entspann sich; der Wäre machte anfangs keinen Gebrauch von seinen Zähnen oder Krallen und begnügte sich mit einer Umarmung des Bullenbeißers, nach welcher er ihn mit Macht zu Boden schleuderte. Der Hund, darüber wütend und durch den Zuruf seines Herrn noch mehr angeregt, glaubte, es nur mit einem ziemlich harmlosen Gegner zu tun zu haben und verfehlte dem Wären einen ziemlich starken Biß. Doch hatte er sich in seinem Gegner getäuscht. Durch den Schmerz wütend gemacht, verlor Ephraim, wie die Amerikaner den grauen Wären scherzhaft nennen, seinen

Gleichmut und faßte den Hund nochmals mit solcher Härlichkeit zwischen seine Arme, daß er ihn beinahe erdrosselte. Zum Glück konnte sich der Bullenbeißer noch frei machen, ehe der Wäre seine Zähne an ihm versuchte, hatte aber alle Lust zu fernem Kampfe verloren und entfloß mit kläglichem Heulen, indem er dem Wären das Feld überließ, der seinerseits nun, höchlich befriedigt über den seiner Freundin gegebenen Schutz, weitertappte.

Kleines feuilleton.

Anthropologisches.

Ist der Plattfuß eine Rassen-eigentümlichkeit? Die alte Annahme, als ob der Plattfuß eine Rassen-eigentümlichkeit sei, die namentlich bei Negern und Semiten anzutreffen, ist nach den Ausführungen Dr. Muscats in Berlin in das Reich der Fabeln zu verweisen. Burmeister, der diese Lehre zuerst aufstellte, hatte seine Untersuchungen an amerikanischen Negern angestellt, also an einem Menschenmaterial, das von frühesten Jugend an zur schwersten körperlichen Arbeit gezwungen war und daher naturgemäß eine Ueberlastung des Fußes mit seinen Folgen zeigen mußte. Diese Lehre wurde zuerst von Birchow widerlegt, der seine Untersuchungen an einer in Berlin auftretenden Negertruppe anstellte. Genau so wenig wie bei den Negern, ist bewiesen, daß der Plattfuß eine Rassen-eigentümlichkeit der Semiten sei. Wenn der Plattfuß eine Rassen-eigentümlichkeit wäre, so müßte er angeboren und vererbt auftreten. Nun ist aber der Plattfuß nur in 4 Proz. aller Fälle angeboren, dagegen in 96 Proz. erworben infolge von Knochenkrankheiten, Lähmungen und Belastung. Die Zeit der Entstehung ist besonders das zweite Lebensjahrzehnt, weil hier oft dem Fuße mehr Arbeit zugemutet wird, als er unter normalen Verhältnissen leisten kann. Dagegen wird bei ausreichender Schonung des Fußes, bei Verhüten der Ueberlastung, bei richtiger Inanspruchnahme die Entstehung des Plattfußes verhindert. Erfahrungsgemäß gelingt es in Familien, deren Mitglieder Plattfüße hatten, bei dem neu heranwachsenden Geschlecht durch geeignete ärztliche Maßnahme die Entstehung der Plattfüße zu verhüten. In Preußen werden jedes Jahr 25 pro Tausend wegen dieses Leidens als militäruntauglich ausgeschieden; es sind hieran alle Volksstämme und alle Berufsarten beteiligt, und schon aus diesem Grunde dürfte der Plattfuß nicht als Rassenmerkmal anzusehen sein.

Physikalisches.

Die Beobachtungen an Erdbenenregistriern, deren Pendel eine ganz außerordentliche Empfindlichkeit aufweisen, ergaben außer den durch Erdbeben hervorgerufenen Schwankungen das Vorhandensein fast ständiger kleiner Bodenbewegungen, die nicht unmittelbar auf Erdbeben zurückzuführen waren. Zuzeiten waren diese Bodenbewegungen sehr schwach, im Winter besonders auffallend stark. Diese Bodenbewegungen erregten das Interesse der Seismologen, und eine genauere Beobachtung zeigte, daß man es hierbei mit zwei verschiedenen Schwingungsarten unserer Erdkruste zu tun hat, einer verhältnismäßig unregelmäßigen, mehr stoßweisen, und einer sehr regelmäßigen, die zuweilen stunden-, oft tagelang andauert und bei der die Schwankungen in periodischen Abständen von 3 bis 10 Sekunden aufeinanderfolgen. Um die Ursachen dieser Bodenbewegungen festzustellen, werden seit einigen Jahren umfassende Versuche in den Erdbebenstationen gemacht. Die Resultate der Versuche auf der Erdbebenstation von Bullowa in Rußland veröffentlicht nun der Leiter der dortigen Station, B. Galizin, in dem letzten Heft der „Beiträge zur Geophysik“. Galizin weist darauf hin, daß die unregelmäßigen Schwingungen auf lokale meteorologische Einflüsse zurückzuführen sind: auf Luftdruckschwankungen, die durch die Druck- oder Saugwirkung des Windes hervorgerufen werden; auch kann der Wind hochragende Bäume oder Gebäude in der Nähe der Erdbebenstation zum Schwanken bringen und diese Bewegung sich dem Erdboden mitteilen. Als die empfindlichen Pendelapparate in einen möglichst luftleeren, vor äußeren Einflüssen geschützten Raum gebracht wurden, hörten die Schwankungen der eben bezeichneten Art fast vollständig auf, die in regelmäßigen Abständen sich wiederholenden dagegen blieben bestehen. Sie zeigen auch überall dieselben charakteristischen Eigenschaften. Galizin kommt deshalb zu dem Schluß, daß diese Art Schwingungen auf der ganzen Erdoberfläche einen gemeinsamen Grund haben, daß es Schwingungen des Magmas (des Inerbar vorgestellten Erdinnern) sind, die sich der festen Erdkruste mitteilen, und die durch äußere Einflüsse verursacht werden, z. B. Schichtenverschiebungen, Einstürze oder auch starke Luftdruckänderungen, wie sie bei Phlonen aufzutreten pflegen, oder auch ungeheure Verschiebungen großer Wassermassen bei Ebbe und Flut oder bei lang anhaltenden Stürmen, die nicht ohne Einfluß auf die unterlagernden Erdschichten sein können. Jedenfalls dürfte der nächste Kongreß für Erdbenenforschung darüber noch weiteres Material bringen.